



Dies ist eine Leseprobe des Tropen Verlags. Dieses Buch und unser gesamtes Programm finden Sie unter www.tropen.de

MARKO
MARTIN

Die
letzten
Tage
von
Hongkong

TROPEN

Tropen

www.tropen.de

© 2021 by J. G. Cotta'sche Buchhandlung

Nachfolger GmbH, gegr. 1659, Stuttgart

Alle Rechte vorbehalten

Cover: Zero-Media.net, München

unter Verwendung zweier Abbildungen von

© Gettyimages/Westend61 (Mann) und © plainpicture/Magnum,
the plainpicture edit/Pablo Pellegrin (Skyline)

Gesetzt von C.H.Beck.Media.Solutions, Nördlingen

Gedruckt und gebunden von CPI – Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-608-50523-8

E-Book ISBN 978-3-608-11680-9

Hongkong ist die einzige chinesische Gesellschaft, die für die kurze Spanne von hundert Jahren ein Ideal durchlebte, das in der chinesischen Gesellschaft nie verwirklicht worden war: In dieser Zeit brauchte sich niemand vor dem mitternächtlichen Klopfen an der Tür zu fürchten.

Tsang Ki-fan, chinesischer Journalist, 1988

Nein, diese Stadt, in der hundert Blumen verblühen, / kann es nicht geben. Das ist ein Hirngespinnst, / eine Halluzination ist es, eine Fälschung, / eine Science-Fiction-Oper, ein wackliges Wunder.

Hans Magnus Enzensberger, *Hong Kong 1997*

Nirgendwo sonst auf der Welt wird der Kampf zwischen freiem Willen und Autoritarismus deutlicher als hier. Wie der Kanarienvogel in der Kohlemine oder das Frühwarnsystem an einer tsunamigefährdeten Küste senden wir ein Notrufsignal an den Rest der Welt. Denn Hongkong von heute ist das, was übrigbleibt von der Welt von morgen.

Joshua Wong, Hongkonger Bürgerrechtler, 2020 (zzt. wieder in Haft)

*Juli 2020, Peñas Blancas,
Grenzübergang Costa Rica-Nicaragua*

Enrique ist zunehmend verzweifelt. Immer wieder läuft er zwischen den metallicgrauen Containerhäuschen der Grenzposten hin und her, seine schwarzen Stoffhosen staubig, das kurzärmelige Hemd verschwitzt, ein Plastikschild als Virenschutz vor sein Gesicht geschnallt.

In der Hand hält er das in San José abgestempelte Papier mit dem vierundzwanzig Stunden alten Negativ-Resultat des Covid-Tests. *No me dejen entrar. Sie lassen mich nicht rein.* Und dann, mit beinahe brechender Stimme herausgeschrien, erneut jener Satz, den er mir ein paar Tage zuvor auf Facebook geschrieben hatte: *Es hat nichts mit der Pandemie zu tun.*

Eine aus San José mitgereiste Freundin nimmt die Szene mit Enriques Smartphone auf, und so geht das Video für kurze Zeit viral: Zuerst ist das Video öffentlich, dann nur noch für den Freundeskreis sichtbar, schließlich wird es aus Angst gelöscht: Im zur Familiendiktatur Daniel Ortegas gewordenen Nicaragua wissen nicht nur die Grenzposten, wer abzustrafen und zu observieren ist.

Enrique, der bei den vorangegangenen Familienbesuchen in der alten Heimat ja schon immer gefilmt hatte: Das schießende Militär vom Frühjahr 2018, als die Arbeiter und Studenten gegen ein Regime demonstrierten, das den revolutio-

nären *Sandinismo* längst nur noch im Namen führte; Schüsse in den Straßen Managuas, vor Einkaufszentren, selbst vor den offenen Türen der Kirchen; Menschen, die auf der hauptstädtischen Parade- und Promenade das überlebensgroße Hugo-Chávez-Porträt attackiert hatten und dabei auch jene absurden Metallbäume herausrissen, deren artifizielle Kronen nach dem Willen des Ehepaars Ortega die Kosmologie der Mayas mit ihrer kruden Herrschaftsideologie von »Harmonie, Christentum und Sozialismus« verbinden sollten. Zuvor hatte er auch die Campesino-Proteste von 2013 gefilmt, nachdem ohne jegliche Ausschreibung eine ominöse *Hong Kong Nicaragua Canal Development Investment Company* den Zuschlag für einen »Nicaragua-Kanal« erhalten hatte, der innerhalb von zehn Jahren den Kanal in Panama übertrumpfen und obsolet machen sollte. Bauern fürchteten die Enteignung ihres Landes, Fischer eine weiträumige Versumpfung des Nicaragua-sees, während die Medien, im Besitz der Ortega-Familie oder ihrer Oligarchen-Freunde, von einer Zukunft voll chinesischer Containerschiffe und abgeworfener Dollar-Milliarden schwadronierten.

Enrique, obwohl weder Aktivist noch Journalist, filmte, postete und sparte nicht an Spott. Wie etwa Präsident Ortega Gattin, *la primera dama* Rosario Murillo mit ihrer Vorliebe für bunte Freundschaftsarmbänder, Silberreifen und esoterische Poesie, dieses Kanal-Poem veröffentlicht hatte. Eine Art Neruda'scher *Canto General* des autoritären Business-Kommunismus, doch in all den redseligen Zeilen nie präsent: ihr Sohn Laureano, ausgebildeter Opern-Tenor und als offizieller nicaraguanischer Verhandlungsführer das Gegenüber des festlandchinesischen Company-Chefs Wang Jing, der dank seiner Verbindungen zum Pekinger Parteiapparat und der sogenannten Volksbefreiungsarmee zum Forbes-Listen-Milliardär aufge-

stiegen war – und das als ehemaliger Student traditioneller Heilmedizin, ohne Abschluss.

Ich war Enrique und seinem Freund Sergio in einer Bar in San José begegnet. Als Ingenieurs-Studenten in Managua waren sie nach verzweifelter Jobsuche und ohne die notwendigen Verbindungen »nach oben« nach Costa Rica entwichen, wo sie sich neu erfanden – als Start-up-Designer.

»Kein Genosse Heilpraktiker in Costa Rica und auch kein Tenor, der für seinen Clan die Milliarden-Geldwäsche übernimmt«, sagte Enrique und lachte auf, während sein Arm um Sergios Schultern lag.

Das stimme zwar, entgegnete Sergio, weder Tenor noch Terror, aber auch hier sei nicht alles perfekt und selbst Ämter-Korruption kein Fremdwort. Trotz Demokratie und Menschenrechten und Sozialstaat und Digitalwirtschaft: von wegen »die Schweiz Mittelamerikas«.

»Und woher weißt du das alles?«

»Aus unserer Erfahrung. Und aus den Medien.«

»Siehst du! Und erzählst es obendrein ohne Angst einem Reisenden, an der Bar, auf der Terrasse, jetzt hier an der Ecke zur Avenida Ocho ...«

»Hör mal. Weshalb sollte ich denn Angst haben? Schließlich sind wir hier in *Costa Rica!*«

Als könnten sie es, dachte ich, noch immer nicht richtig glauben. Dass es eine solche zur Gesellschaft gewordene Unwahrscheinlichkeit gab, so ganz ohne Revolutionen und Bürgerkriege und bebrillte Uniform-Caudillos von links oder rechts, die doch angeblich organisch dazugehörten zum hiesigen »Kulturkreis«. Enrique mit dem kurz rasierten Haar und dem freundlichen Spott in den Augen, Sergio mit seinen nur mühsam gebändigten Locken und einer Sanftheit, die

nichts von Unterordnung hatte: *Er* war es gewesen, der mich angesprochen und unter den Soundbites von Latino-Pop ins Gespräch gezogen hatte und danach auf die Terrasse, wo Enrique bereits auf uns wartete, rauchend und beobachtend. Ein Spiel, abgekartet oder nicht, das vier Jahre später wiederholt wurde und sich da längst zu einer Freundschaft entwickelt hatte.

Meine Aufenthalte in der Region aber waren keine Urlaubs-, sondern immer Arbeitsreisen gewesen, zumindest in den Stunden bis Sonnenuntergang. Treffen mit NGO-Leuten, Schriftstellern, Gewerkschaftern. Etwa jener Mittag mit dem Geschichtsprofessor, der zu Fuß zum vereinbarten Treffen in einem kleinen unpräzisen Altstadt-Restaurant gekommen war.

Irgendwann hatte Luis Guillermo Solís, Mitte der achtziger Jahre Stabschef im Außenministerium und einer der Planer der zentralamerikanischen Friedensgespräche in Nicaragua, El Salvador und Guatemala, sogar von seinen Deutschland-Aufenthalten gesprochen. Von seiner sozialliberalen Prägung durch Hans-Dietrich Genscher und Willy Brandt, den er 1990, auf dem Vereinigungsparteitag von westdeutscher SPD und ostdeutscher SDP, schließlich auch persönlich getroffen hatte. »*Hombre*, was soll ich sagen? Da hatte sogar ich Tränen in den Augen.«

Später, nach dem Espresso, bezahlte er die Rechnung, murmelte etwas von Die-Tochter-aus-dem-Kindergarten-abholen und machte sich nach einer kurzen Umarmung auf den Weg. Ein paar Jahre später, im Frühjahr 2014, wurde Luis Guillermo Solís zum Präsidenten von Costa Rica gewählt; der erste seit sechs Jahrzehnten, der keiner der beiden Mitte-rechts und Mitte-links angesiedelten Traditionsparteien angehörte. Bei-

nahe achtundsiebzig Prozent hatten für ihn votiert. Und noch im Mai desselben Jahres ließ der katholische Familienvater am Präsidentensitz die Regenbogenfahne hissen, als Tribut zum Internationalen Tag gegen Homophobie und Transphobie.

Und so war auch jener Tag des Restaurant-Treffens einer dieser Tage, an denen sich sagen ließ: *Trotzdem* und *Dennoch*. Die Welt ist nicht nur von Schurken und Diktatoren bevölkert, denn da gab und gibt es ja schließlich auch dieses im Weltmaßstab derart winzige Costa Rica – winzig wie das ebenso erdemokratische Uruguay und im Grunde so unwahrscheinlich wie mein geliebtes, heterogenes Tel Aviv inmitten einer Region mörderischen Identitätsterrors. Oder eben wie diese Stecknadel namens Hongkong vor dem Riesenleib einer autoritären Weltmacht. So etwas wie Geborgenheit gebende Namen, hinter denen ja *Wirklichkeiten* standen – und Menschen. Jener andere Nachmittag 2010 in Hongkong etwa mit Emily Lau, der Bürgerrechtlerin, die in »Mainland China banned« war, wie sie mit selbstbewusstem Lächeln sagte, dort in ihrem Abgeordnetenbüro im kolonialbritisch antikisierten Gebäude des Legislative Council, nahe der Harbourfront-Promenade. Tage, Begegnungen und Gestimmtheiten wie diese. Befreiungsseufzer im Wind der Weltgeschichte, eine Träne im Ozean oder doch mehr? Dennoch, trotzdem.

2019 meldeten die Medien, dass Herr Wang, der ehemalige Heilmedizinstudent mit Partei- und Armeeanbindung, nicht mehr auf der Forbes-Milliardärsliste stehe und sogar sein Unternehmensbüro in Hongkong aufgelöst habe. Die Bauern und Fischer um den Nicaraguasee konnten aufatmen, doch sollten Enrique und Sergio nun etwa nur deshalb zurückkehren in die intransparente Kleptomanen-Diktatur der Ortegas?

Aber nein, *por qué?* Stattdessen ihre Facebook-Fotos, immer zu zweit, ironisch gebrochene Halbgötterpose, im Kreis neuer Freunde in San José (ihre liebende Symbiose, die manch nächtliche Präferenz für *grupos* nicht ausschloss), in Badehose oder mit Weihnachtsmütze, mit Dinner-Krawatte vor Kerzenlicht oder die Ärmel aufgekrempt beim Ausmessen von Wohnungen, Transportieren von Möbeln: So wie es ist, ist es gut in San José.

In den Frühlings- und ersten Sommerwochen 2020 aber plötzlich keine weiteren Fotos, doch dann Anfang Juli: Enrique und Sergio erneut in stilisiertem Herzrahmen, mit schwarzem Hintergrund. Mein Smiley – und Enriques sofortige Nachricht: *Nein, kein Grund zur Freude. Weißt du, Sergio ist nicht mehr, hat das Krankenhaus nicht lebend verlassen ...* Und dann, in die bestürzten Nachfragesätze hinein: *Nein, das war es nicht, nicht das Virus mit den schrecklichen vier Buchstaben, wo wir doch in dieser Hinsicht immer extrem aufgepasst haben.* Und ebenfalls nein: *Es war auch nicht wegen der Pandemie.*

Als wäre das ein Trost, schreibt Enrique ein paar Tage später: *Die Liebe deines Lebens inmitten des allgemeinen Sterbens zu verlieren.* Und dann, ein paar Sekunden danach: *Vielleicht hätte es tatsächlich eine Art Trost sein können, etwas mit Abertausenden Menschen in genau dieser Zeit Geteiltes. Etwas von außerhalb und nicht diese Herzschwäche, die in den fast drei Jahrzehnten seines Lebens unentdeckt in Sergio gesiedelt hatte, bis sie dann plötzlich ...*

Was bleibe, schreibt Enrique, sei jetzt vor allem die Familie in Nicaragua, die *Familien*, seine und Sergios Eltern, die ihnen doch vor Jahren sogar für die Ausreise ihren Segen gegeben hatten.

Tage später steigt Enrique zusammen mit einer Freundin in den Überlandbus, der sie auf der Panamericana bis nach Peñas Blancas bringt. In seiner Hand das mit einem Tuch

vor dem aufwirbelnden Bodestaub an der Grenzstation geschützte Kästchen – Sergios Urne.

Was Enriques Freundin schließlich filmt: Der Grenzbeamte ohne Maske, der das Papier mit dem Covid-Testresultat ebenso wenig beachtet wie Enriques eindringliche, schließlich flehende Worte über die Beerdigung, die kirchliche Zeremonie, die wartenden Familien. Die sture, automatenhafte Antwort des völlig unbeeindruckten Uniformierten: *Non possible, non possible.*

Was ich sehe: Wie Enrique, hinter ihm der abgewandte Rücken des Beamten, der in seinen Container zurückkehrt, weiterhin Bericht gibt. Wie er von der Anmaßung eines Regimes spricht, all diejenigen, die ihm nicht zujubeln, abzustrafen – selbst noch im Fall einer Beisetzung. Was ich sehe: Wie schließlich die Freundin das Kästchen mit Sergios Asche aus Enriques Händen nimmt, ihm das Smartphone zurückgibt und nun allein die Grenze überquert. *Natürlich habe ich es auch für ihn getan*, schreibt Enrique danach.

Später schreibe ich ihm, was seine Geschichte womöglich mit jener Stadt verbindet, in der doch nicht nur ein Herr Wang und dessen Hintermänner ihren ominösen Geschäften und geostrategischen Plänen nachgingen: Hongkong. Sondern Abertausende, ja beinahe eine Million, über die Monate hinweg auch dort den Mut gefunden haben, den Mächtigen öffentlich zu sagen, was sie von ihnen und ihren Anmaßungen hielten.

Schreibe ihm auch von jenem bebrillten, auf freundliche Weise uncharismatischen jungen Mann, der mit seinem Megafon vis-à-vis der Subway-Station Causeway Bay zur friedlichen Revolte ermutigt hatte. Menschen jeglichen Alters waren vom Victoria Park dorthingeströmt und durch Central

Hongkong gezogen. Eine Menge, deren Gesichter keine Sekunde lang zur anonymen Masse geworden waren, eher schon zur Inkarnation dieser unwahrscheinlichen Stadt. Ich erzähle Enrique in San José von Joshua Wong in Hongkong und davon, wie die Geschichte ausgegangen ist.

Nur wenig später, im Herbst 2020, wurde Joshua Wong zusammen mit seiner Weggefährtin Agnes Chow zu dreizehn Monaten Gefängnishaft verurteilt. Ich schreibe Enrique von diesen tapferen Menschen und sehe dabei noch einmal das kluge Lächeln in Sergios Gesicht, eine seiner widerspenstigen Strähnen mutwillig aus der Stirn geschoben. Als hätte er, in Managua ebenso wie in San José, schon immer gewusst, dass unser allzu kurzes Leben genau dieses Dennoch ist.

*Chinese Box: System ineinandersteckender Kästchen,
eine Art Äquivalent zu russischen Matroschkapuppen.
In englischen Lexika als Synonym für das Prinzip
literarischer Rahmenhandlungen beschrieben.
(Seltsamerweise mit den Beispielen von Mary Shellys
»Frankenstein« und Joseph Conrads »Heart of Darkness«.)*

28. Dezember 2019, Hongkong

Beim Anflug auf Hongkong die Halluzination, ironische Reminiszenz an *ziemlich alte Blicke*: Eine Stewardess im hellblauen Kostüm hebt ihre weiß behandschuhten Hände und weist mit lächelndem Bedauern auf die inzwischen eingeschalteten *No-smoking*-Lichter über den Sitzreihen. Dann werden unter den Tragflächen die ersten Flachdächer von Kowloon sichtbar, mit ihren Antennen, Aufbauten und winzigen Tropengärtchen, ehe die Maschine auf Höhe der Fassaden gleitet. Ich blicke aus dem Pan-Am- oder British-Airways-Fenster zu den wäschebehängten Balkonen und in die Sweatshops oder illegalen Bordelle oder auch Wohnwaben der Hongkong-Chinesen, in deren Inneren im Fernsehen möglicherweise gerade ein Kung-Fu-Film läuft. Schon aber schraubt sich der Flieger wieder nach oben, beschreibt eine Kurve, geht tiefer und tiefer, und dann ist da auch schon Kai Tak Airport und diese enorm kurze Rollbahn, die direkt am Hafenbecken endet. Die Maschine rast aufs Wasser zu, bremst ein paar Meter davor, wendet, jetzt fast schon in Schrittgeschwindigkeit, und wenig später öffnet die Stewardess, ihr hellblaues Käppchen gegen einen plötzlichen Windhauch mit der Handschuhrechten sogleich wieder in Form bringend, die Tür zur Gangway.

Danach dies: Nach Kerosin, flüssigem Asphalt und verfaul-
ten Früchten riechende feuchte Hitze, wie ein schweres nasses
Handtuch in einem Dampfraum. Die Kleidung der Einhei-
mischen in der Ankunftshalle sitzt jedoch perfekt, viel- oder
dezent einfarbige, hoch aufgeschlitzte, eng taillierte Kostüm-
röcke, in der Armbeuge das Handtäschchen wie eine Waffe.
Lächeln und Stimmengesumm und nochmals Lächeln und
fein abgestufte Begrüßungsriten, Zurufe und an- und abfah-
rende Taxis, Warteschlangen vor den Telefonzellen. Ernst
oder herausfordernd blickende Business-Männer in dunklen
Anzügen oder in Leinen, mit und ohne Hut, mit und ohne
Mundwinkel-Zigarette, mit und ohne unter den Arm ge-
klemmte *South China Morning Post*. Wie mit dem Lineal gezo-
gene Schnurrbärtchen, samtseidenes Haar und kühle Mar-
morbaut, konturiert wie Scherenschnitte. Dazwischen aber
immer auch das Unförmige, kolonial-verschwitzt Gerötete,
mit und ohne Pusteln, so manche Gin-Fahne schon am Mor-
gen. Dazu ein paar Polizisten mit Tropenhelm und kurzen
Khakihosen, Gepäckträger, mit gekreuzten Beinen in ihren
Rikschas wartende Fahrer, Wasserflaschen und Früchte an-
preisende Kinder und Jugendliche mit Traggestellen vor der
Brust. Geschrei und Hitze.

Ist es so gewesen, damals? Jedenfalls: Nie unterwegs sein ohne
Assoziationen und, hoffentlich, auch im Wissen um ihre Frag-
würdigkeit und Bedingtheit. Quer- und Rückverweise in
einem Geflecht, das nicht nostalgisch ist, sondern atmen
lässt, da es doch an Zeitlichkeit erinnert, beruhigend und ver-
störend zugleich. Dazu, ungleich relevanter – die Bilder, die
Realität der letzten Wochen und Monate: Dies ist in Wirklich-
keit eine Maschine von Cathay Pacific, deren Piloten und
Flugbegleiterinnen sich solidarisch erklärt haben mit den

Demonstrierenden, die die Zufahrtsstraßen und sogar die Ankunftshalle des Flughafens besetzen, um gegen die Unterminierung von Hongkongs Autonomiestatus zu protestieren. Die Aktivisten, junge Männer und Frauen, werden den einreisenden Passagieren Flugblätter reichen, mit denen sie ihre Aktionen erklären und insistieren, dass sie dies nicht nur für ihre Stadt tun, sondern auch für deren Gäste, ja für die ganze Welt: Würden Hongkong und die Möglichkeit zu freier Rede fallen, hätte nicht allein der chinesische Autoritarismus einen weiteren Sieg errungen.

Draußen vor der Halle sprechen auch Angehörige der Gewerkschaften des Bodenpersonals und der Flugbegleiter mit den Hongkong-Besuchern und werben um Verständnis: Es gibt Schlimmeres als verspätete oder gecancelte Flüge, dramatischere Beeinträchtigungen als bestreikte Busse und U-Bahnen. (Doch war all das bereits im August geschehen, ehe die Staatsmacht zurückschlug und sogar bei Cathay *politische Säuberungen* durchgeführt hatte.)

Jetzt, der frühmorgendliche Anflug auf den 1998 eröffneten Check Lap Kok Airport. Nicht unspektakulär, obwohl wir nicht mehr mitten im Stadtgebiet landen werden, sondern auf einer weiträumigen Fläche, die ins Meer verschoben wurde, nördlich der Peripherie-Insel Lantau. Unter uns bereits sichtbar: die ersten, scheinbar bewegungslosen Trawler mit ihrem weißen Schweif, dazwischen kleinere Fischerboote. Noch sind wir zu hoch in der Luft, um da unten im kabbeligen Wasser Formen unterscheiden zu können: Sampans, Dschunken, Schmugglerkähne – Orson Welles und Curd Jürgens auf der *Fähre nach Hongkong?*

Ein paar Stunden zuvor, während des nächtlichen Zwischenaufenthalts in Doha, inmitten eines taghell glitzernden, zur

Edel-Shopping-Mall umgewandelten Flughafen-Terminals, in dem groß gewachsene, bärtige Träger von Turbanen und schneeweißen Dschellabas in somnambuler Eleganz umherschlenderten, hatte H. lächelnd gesagt: »Schon 'ne ganz andere Klasse als das Gesundbrunnen-Center in Berlin.«

Wir beide, seit nun über einem Vierteljahrhundert ein Paar und häufig zusammen auf Reisen, als Gleichaltrige scheinbar Fremdes dann auch *zusammen* entdeckend und kommentierend, Augen auf und einander in zwei sich vermischenden Sprachen ins Wort fallend. Mit Referenzsystemen spielend nicht aus Renommiergehabte, sondern aus Freude an einer Welt, die doch erzählbar sein muss und gewiss nicht nur bevölkert ist von verkapselten Monaden. Also: Wie von unseren Reisen berichten? Was nämlich taugt ein Reisender, der entweder nur sich selbst beobachtet oder stattdessen das Zickzack der eigenen Perspektive verschweigt, als wäre er der Durchblicker vom Dienst, als gäbe es tatsächlich so etwas wie – Objektivität?

Die Einreise-Prozedur vor der Schalterreihe mit den rot aufleuchtenden Digitalzahlen: schnell und unkompliziert. Von einem weiblichen *Immigration Officer* mit professionellem Lächeln in die Reisepässe gedrückte Visumstempel und zuvor – noch? – *kein* minutenlanges Namen-Checken im Computer hinter der Glasscheibe. Keine Aufenthaltsbegründung muss angegeben, keine Hoteladresse, kein Rückflugticket vorgezeigt werden. Und schon gar kein Schleißen durch ein Labyrinth von Schaltern, Boxen und neohellen Gängen voller Kameras, Ganzkörper-Scanner und Handgepäck-Durchleuchter, ehe zum Schluss dann erneut Flugticket, Einladungsbrief, Hotelbuchung und jenes Visum betrachtet und mit den Computerangaben abgeglichen wird, das die Chinesische

Botschaft in Berlin schließlich doch noch großmütig am letzten Tag vor der Abreise ausgestellt hat – nach einem zwei Monate dauernden »Prüfungsprozess«, bei dem nach dem Inhalt der *selbstverfassten Bücher* gefragt wurde und nach einer Begründung für die Mitgliedschaft im Internationalen PEN-Club, die dem zuständigen Beamten vermutlich tiefes Misstrauen einflößte. (Gerade *hier* nun würden die Bilder jener seltsamen Chinareise im September präsent bleiben und womöglich sogar die hiesigen Eindrücke konturieren als ungemütliche, ganz und gar nicht sanfte Nostalgie-bereits-im-Moment-des-Wahrnehmens: Hongkong, wie lange noch?)

In der Ankunftshalle fragt H.:

»Siehst du Demonstranten?«

»Nein, aber auch keine Polizisten. Außer sie setzen inzwischen Undercover-Leute ein ...«

Die Nachrichten im Spätsommer waren voll davon: Wie die pro-demokratischen Aktivisten nicht nur zu Hunderttausenden die Hauptstraßen in Kowloon und Hong Kong Island bevölkerten, sondern sogar bis hierher vordrangen. Rufe und Sprechchöre, Plakate und Banderolen, auf denen *Rule of Law* und *Save the Human Rights* zu lesen waren. Und inmitten der protestierenden Menschenmenge verdutzte Touristen – Budget-Traveller mit Rucksack oder Jutetasche, die dann sogleich ihre Smartphones für ein paar Selfies zückten. Oder auch Reisegruppen, die sich hinter dem Fähnlein ihrer überforderten Führer drängten und erleichtert schienen, wie freundlich ihnen die Demonstranten eine Gasse nach draußen bahnten, wo bereits ihre Busse warteten. In den Abendnachrichten war zu sehen, wie einer der Reisenden, vermutlich ein Australier oder auch ein Nordeuropäer im Pensionsalter, ob des Spaliers ganz beglückt seine Handteller in Brusthöhe aneinanderdrückt und sich lächelnd nach rechts und links

verbeugt. Obwohl der Hongkong-Bericht nicht mehr als ein Zwei-Minuten-Schnipsel gewesen war, hatte die Kamera sogar noch die Reaktion der Frau des Händefalters eingefangen: Wie sie ihn halb verlegen, halb ärgerlich am Jackenärmel zieht, dabei jedoch ebenfalls, wenngleich etwas krampfhaft, in die Gesichter der protestierenden Männer und Frauen lächelte und ihrem Gatten dabei zwischen den Zähnen etwas zuflüstert, was *Idiot-wir-sind-hier-nicht-in-Thailand* oder *Misch-dich-nicht-in-fremde-Angelegenheiten-ein* bedeuten könnte. Damit endete der Bericht, doch auch in den sozialen Netzwerken fanden sich danach, zumindest für diesen Tag, keine Informationen über offensichtliche Polizeigewalt am Flughafen. Zusammengeprügelt wurde in anderen Teilen der Stadt.

Müheles, Geld aus dem Automaten zu ziehen und danach draußen ein Taxi zu finden – keine Warteschlange, kein Gedränge. (Auch der signifikante Rückgang des Hongkong-Tourismus in Folge der Massenproteste und angesichts der Unsicherheit, ob und wie die Kommunistische Partei in Peking reagieren würde, war zuvor zum Medienthema geworden: Ein Fall für besorgte Reiseveranstalter und ausgewiesene Rückerstattungs-Experten, für hippelige Schnäppchenjäger und wenige westliche Außenamtsmitarbeiter, die eine generelle Reisewarnung verneinten, jedoch von allzu großer Nähe zu »Menschenansammlungen« abrieten.)

Das Gepäck verstaut, das Taximeter korrekt auf den Tages tariff eingestellt. Nachdem der schmalschultrige weißhaarige Fahrer den Versuch eines post-britischen Willkommens-Smalltalks über das unerwartet frühlinghaft frische Wetter mit kantonesischem Gebrumm abgeblockt hat, fragt H.: »Erinnerst du dich noch an den Weg hinüber nach Hong Kong Island?«

»Nur vage. Das letzte Mal war immerhin vor zehn Jahren.«

»Beruhigend! Erspart uns wenigstens ›Aber damals‹-Kommentare!«

»Freu dich nicht zu früh ...«

Die Landschaft jenseits der zweispurigen Autobahn, die nach einigen Kilometern über eine gigantische Hängebrücke auf die Insel Tsing Yi und von da aufs Festland nach Kowloon führt: zersiedelt, aber nicht unansehnlich. Schmale weiße Hochhäuser mit dem üblichen Feng-Shui-Durchlass für wanderwillige Geister unterhalb der grünen, noch im Morgennebel liegenden Berge. Unter der Brücke: Trawler und Containerschiffe auf dem Weg zum Aberdeen Harbour. Kurven, Bögen, übereinander und parallel verlaufende Straßen, näher rückende Häuser, höher und höher. Die letzten Schäfchenwolken am Himmel und die ersten roten Doppelstockbusse, dann das grelle Kunstlicht im Unterwassertunnel nach Hong Kong Island. Dort wieder hoch ans frühe Tageslicht, und zu dieser Zeit noch kaum Verkehr auf der Connaught Road West und der Des Voeux Road West.

»Erinnerst du dich jetzt?«

»Eher an ein Gefühl als an einzelne Gebäude. Diese seltsame Illusion von Geborgenheit beim Lesen der Straßennamen, beim Anblick der Doppelstockbusse. Etwas, das mir in London noch nie passiert ist. Ein Gefühl wie im Auge des Orkans.«

Der Check-in geht ebenso schnell vonstatten wie zuvor die Einreiseprozedur am Flughafen. Nicht direkt an der Wand hinter der Rezeption, doch prominent gegenüber den Lifts platziert, im rechten Winkel zu einem schmalen bodentiefen

Fenster, das den Blick auf Häuserschluchten freigibt, hängt die Fotografie.

»Sieh an ... Sogar hier.«

Halbe Schulterdrehung zurück, kurzes Innehalten. Habe ich ein Konterfei des Großen Vorsitzenden Xi erwartet, *sogar hier*? H. zeigt lächelnd auf das gerahmte Schwarzweißbild eines straff gekämmten Grauhaarigen, dessen wuchtiges Falten Gesicht samt der breiten Krawatte auch einem Ostblock-Funktionär der sechziger Jahre hätte gehören können. Hier aber ist es, da H. doch zu relativ moderatem Preis ein Doppelzimmer im Ibis gefunden hat, das Porträt des inzwischen achtundachtzigjährigen Patriarchen und Gründers des weltweit tätigen Accor-Hotelkonzerns: Gérard Pélisson.

»Nicht gerade der Ian Dunross von *Nobel House*, Chef und allmächtiger Tai-Pan eines Milliarden-Unternehmens«, sage ich.

»Der existiert ja auch nur in einem Tausend-Seiten-Hongkong-Schmöker von James Clavell, falls ich mich richtig erinnere.«

»Sag nicht *nur*. Ohne solche Schmöker, die eine Stadt zumindest in Teilen lesbar machen ... Außerdem wurde er in den achtziger Jahren verfilmt, mit Pierce Brosnan in der Hauptrolle. Wer aber wird sich Monsieur Pélissons annehmen, bei all der Glamour-Abwesenheit von Accor-Ibis-Mercure-Novotel-ja-selbst-Sofitel?«

»Na ich ...«

Hoch in die vierunddreißigste Etage, mit dem Rollkoffer über den lindgrünen, aseptisch riechenden Korridorerteppich, mit weißem Magnetkärtchen die Tür zum Zimmer geöffnet, das natürlich eher ein Zimmerchen ist, mit einer zusätzlich darin eingemauerten Badzelle, der tatsächlich das auf der Website versprochene Panoramafenster mit Hafensblick be-

sitzt. Und schon im Aufzug sind sie da, Erinnerungen an ein Anderswo, als wäre *das* allein angemessen für die einstige britische Kronkolonie. (Auch wenn sich jetzt die Pronomen ändern, um näher heranzoomen zu können.)

Wie sie Ende der neunziger Jahre, damals noch Studenten, auf einer Normandie-Reise spätabends in Dieppe angekommen waren und alle Hotels entweder ausgebucht oder zu teuer fanden – bis auf das Ibis (oder war's ein Novotel?), für das ihre verbliebenen Francs gerade noch ausreichten, da H. doch ein Discount zustand. War er nicht in Berlin Mitglied des UFE, der *Union des Français de l'étranger* geworden, die französische Expats rund um die Welt versammelte, unter der huldvollen Präsidentschaft von Gérard Pélisson? War es nicht so, dass man einander nicht nur zum *Erfahrungs-Ausplausch* (eine von H.s Wortschöpfungen) bei der Fête de la Musique oder zum Quatorze Juillet traf, am Ku'damm im Veranstaltungsraum des Maison de France die WM-Spiele von *Allez les bleus* verfolgte oder im Januar im Kuchenteig der Galette des Rois das verborgene Porzellanfigürchen aufzuspüren suchte – sondern mit der UFE-Mitgliedskarte in den Herbergen des Monsieur Pélisson auch zu reduziertem Preis übernachten konnte? Was dann allerdings an der Rezeption in Dieppe mit einem bedauernden *désolé* abgebürstet wurde. Zum Glück hatten sie gleich darauf und direkt am Strand eine andere Unterkunft gefunden, verblüffend preisgünstig und sogar nobler.

Was blieb, war die Erinnerung an H.s mokantes »C'est encore typique français«, gut gelaunter Spott über eine erzfranzösische Melange aus hochtönender Ankündigungslirik und mürrisch abwimmelnder Bürokratenprosa.

»Bin gespannt, wie es hier ist«, sagt H. und schaut aus dem Fenster hinunter auf den Hafen, wo sich der diesige Nebel gehalten hat, vielleicht sogar für den ganzen Tag. »Nicht wegen irgendeiner *tea time* im Hotel Peninsula. Auch nicht wegen der Doppelstockbusse und englischen Straßennamen. Jedenfalls nicht *nur* deswegen.«

»Dafür wären wir sowieso zu spät. Eigentlich sogar schon eine Generation zu spät. Das *Handover* der Kronkolonie war am 1. Juli 1997, vor beinahe einem Vierteljahrhundert. Der Union Jack ging runter und die rote Flagge wurde aufgezo-gen, mit allen Konsequenzen. Und da wir damals in Berlin dieses ermäßigte Studenten-Abo der *taz* hatten, endlich mal ein Spar-Versprechen, das nicht trog, konnten wir dort sogar lesen, mit welcher Sympathie über die tapferen Versuche von Chris Patten, dem letzten britischen Gouverneur, berichtet wurde. Wie er wirklich bis zur letzten Mitternacht alles in Bewegung gesetzt hatte, um Peking wenigstens noch ein Fitzelchen Demokratie für Hongkong und seine Bewohner abzuhandeln.«

»Wobei Zyniker-Realisten natürlich daran erinnerten, dass erstens Hongkong 1842 als Resultat typischer Kanonenboot-politik britisch geworden war. Und zweitens für Pattens schöne Ideen von Bürgerbeteiligung eigentlich schon seit Ende des Zweiten Weltkriegs genug Zeit und Möglichkeiten bestanden hätten.«

»Aber viele nahmen Patten immerhin die gute Absicht ab. Noch 2006, 2007 und 2010, als ich hier war, sprachen eine Menge Hongkong-Chinesen voller Hochachtung von ihm. Da ja auch seine konservativen Tories daheim in London nicht unbedingt begeistert davon waren, wie er hier noch um das letzte Kleingedruckte im letzten Paragraphen gekämpft hatte. Damit in der Stadt zumindest die Justiz autonom und

die Presse frei blieb. Damit niemand ausgeliefert wurde. Damit bei den Wahlen dann wenigstens ein Drittel der Abgeordneten frei gewählt werden konnte, wenn schon der überwältigende Rest von einem Gremium des pekingtreuen Big Business im Voraus bestimmt wurde. Fanden damals weder Kommunisten noch Kapitalisten noch die rechtslinken Kulturalisten besonders toll, dass er so störrisch darauf insistierte, dass auch Chinesen ein Recht auf freie Wahlen und Demokratie hätten. Trotzdem erlitt zumindest er danach keinen Bruch, dampfte ab und war anschließend eigentlich fein raus: Kanzler der Unis von Newcastle und Oxford, EU-Kommissar und noch ein paar andere hohe Posten. Während die Leute hier in Hongkong von solchen Karrieren nur träumen konnten. Dabei hatte damals die Hardcorezeit noch gar nicht begonnen. Jedenfalls das alles kein Vergleich zum Bedeutungsverlust der UFE in Berlin und anderswo. Die Globalisierung frisst ihre Kinder, die vom Alter her allerdings auch schon unsere Väter sein könnten, mindestens. Seltsam, oder?«

So seltsam nun auch wieder nicht. Der Medienmogul, der damals versucht hatte, Chris Pattens (selbst)kritische Hongkong-Memoiren zu verhindern, weil sie seinen eigenen China-Connections hätten gefährlich werden können, war kein anderer als Rupert Murdoch, der Besitzer von Fox News, der amerikanischen Version autoritärer Gehirnwäsche. (Unmöglich, solche Verknüpfungen zu ignorieren.) Seltsames Vor und Zurück? Vielleicht eher eine mögliche Annäherung an das, was die Stadt alles einmal gewesen war, was einen Teil ihrer Andersartigkeit ausgemacht hatte. Vielleicht ja auch kreiselnder Versuch, all das, mit dem Hongkong jetzt und vor aller Weltöffentlichkeit zu kämpfen hat, zumindest am ersten Tag auf Abstand zu halten? Denn welche Worte gibt es schon

angesichts dieses brachialen, so ganz und gar unkaschierten Versuchs einer festlandchinesischen Totalübernahme, gegen die sich die Menschen hier wehren, noch?

(»Ein letztes Mal ins halbfreie Hongkong, *cheers!*«, hatte auf dem Weiterflug von Doha ein offenbar angesäuselter Brite ein paar Sitzreihen vor uns gegrölt, der Sound risikolos auftrumpfender Selbstgewissheit schwappte über die zur Seite geneigten Schöpfe der Schlafenden hinweg und schien dabei beinahe wie eine Travestie der Peking-er Drohungen der letzten Monate und Wochen: Richtung vorgeben, Entscheidungen herausposaunen. Genau wissen, wo es langgeht. Große Linien ziehen und Pflöcke einschlagen. Tendenzen erkennen oder sie gleich selbst herstellen. Perspektiven wie Beton-tunnel. Der ganze anmaßende Dominanz-Dreck. Denn gleichzeitig hätte dieser Typus eventuell ja wohl auch von China *schwärmen* können, Wirtschaften ohne Gewerkschaften, ohne parlamentarisches Blabla, totales Durchregieren ohne Minderheiten-Gedöns, eine Weltmacht gewordene Männerfantasie. Unfaire Spekulation?)

Rückblick in die Gesichter der westlichen Passagiere, die sich schon am Flughafen in Frankfurt die vor den Gates massenhaft ausliegenden Gratis-Exemplare von *China Daily* griffen, ohne sichtliche Irritation darüber, dass sie darin keine Nachrichten und Meinungen erwarteten, sondern lediglich die offiziellen Verlautbarungen der Volksrepublik. Dabei war es durchaus faszinierende Lektüre: die im Befehlston angesprochenen Genossen längst zu *Consumern* geworden und mit einem Unmaß sich über Seiten hinziehender wirtschaftlicher Supererfolgsmeldungen überschüttet, die freilich und im Gegensatz zu früher wohl nicht einmal *gefaked* waren. Der Verweis auf den Kommunismus und eine imaginäre Zukunft abgelöst durch Appelle an die mächtige chinesische Nation

und den *Consumer*-Wunsch, reich zu werden. Ultra-positivistische Rechtfertigung des Geschehenden (ganz einfach *weil* es geschieht und deshalb überzeugen *muss*), die Gehirnwäsche jedoch dargeboten in empörend schlichter Sprache: gut/schlecht, patriotisch/feindlich, korrekt/lügnerisch, richtig/falsch. Die Macht, *weil* sie Macht ist, muss sich längst nicht mehr abgeben mit fein ziselierter Dialektik und mit jener komplizierten Anordnung aus Schlingen und emotionalen Erpressungen, die vor Jahrzehnten, in einer anderen Zeit, womöglich noch Dissidenten dazu gebracht hatte, solche zu dechiffrieren und argumentativ ad absurdum zu führen. Weshalb nämlich all die Mühe, wenn die gewünschten Gehorsams-Resultate inzwischen doch ungleich einfacher zu erzielen sind, auch ohne die Mithilfe zynischer Journalisten-Genossen und rabulistischer Partei-Akademiker. Stattdessen ganz simpel, als wäre es ein Satz-Baukasten für Roboter. Vertikal: von oben nach unten. Linear: Du gehst von da nach dort, und *wie* du gehst, beobachtet eine Kamera und bewertet danach ein Punktesystem.

Wie also könnte sich ein Dagegen buchstabieren? Vielleicht so: In ebenjenem Beharren auf kreisender Erinnerung. In Zickzackwegen jenseits der virtuellen und realen Appellplätze der Macht. In einem Kreuz-und-quer, Vor-und-zurück, in Seitenpfaden und Gedächtnissträngen – nicht allein als individuelle Präferenz, sondern, ästhetisch *und* politisch, womöglich tatsächlich als *Notwehr*? Waren nicht auch die Demonstrierenden, die sich mehr und mehr dezentral versammeln, sogar bei Bruce Lee, dem Kung-Fu-Filmstar der siebziger Jahre, fündig geworden? »Be water«, hatte er als Parole ausgegeben. Sei fluide und flexibel.

Dennoch: Dieses Mal bin ich nicht auf Reportagereise, und

so finden sich nun im Notizbuch auch keine E-Mail-Adressen und Handynummern der pro-demokratischen Multiplikatoren, die ich in den Jahren zuvor getroffen hatte. Stattdessen ein eher unspektakuläres Programm: Mit H., der zum ersten Mal hier ist, durch die Stadt streifen, vom Peak hinunter auf die Fähre, von der Nathan Road zurück nach Wanchai, von den Museen in die Clubs, mit der Star Ferry hinüber nach Macau. (Zauber allein schon dieser Wegbeschreibung. *Hinüber nach Macau.*)

H. aber hatte sich bereits zuvor gewundert, warum bei dieser Reise *keine* Besuche bei Oppositionellen eingeplant waren. »Nachmittags bei Aktivisten und mitternachts durch die Clubs – das hätte etwas Frivoles. Wir wollen keine Katastrophentouristen sein.« Durchaus möglich, dass ich Ausflüchte gebrauchte. (Denn war nicht genau das der *Hongkong-Mix* der vergangenen Aufenthalte gewesen, möglichst hellwaches Gleiten zwischen Wirklichkeiten und Orten, Menschen und ihren Biographien – in einer Stadt, deren Heterogenität und Hier-atmen-Können gewiss ihr Wertvollstes war?) Weshalb aber jetzt noch einmal erfragen, was in den zurückliegenden Monaten doch in nahezu jedes auswärtige Mikrofon, in jede Kamera gesagt und in jeden Schreibblock diktiert worden war: Während die Volksrepublik China in immer neuen Anläufen versucht, den vertraglich gesicherten Autonomiestatus der Stadt zu zerstören, gehen Zehn-, ja Hunderttausende auf die nächtlichen Straßen, ihre hochgehaltenen Mobiltelefone ein einziges Lichtermeer, ihre selbst gebastelten oder im Supermarkt gekauften Masken ein Schutz gegen die vom Festland herbeigeschafften Gesichtserkennungsprogramme. Dazu die zuvor klandestin verteilten, spezielleren Atemschutzmasken – eine Antwort auf die immer brutaler werdenden Tränengas-Attacken der Polizei.